

Herausragender Tänzer 2015

## **Ioannis Mandafounis**

### **«Ich werde nie ein Choreograf im herkömmlichen Sinn sein»**

*Hätte sich Ioannis Mandafounis auch einer anderen Tätigkeit widmen können als dem Tanz? Welcher?*

Eindeutig dem Kochen! Ich liebe Kochen und habe es auch schon gemacht. An einem Festival in der Usine habe ich jeden Tag für zehn Personen gekocht. Mit Fabrice Mazliah konnten wir in Frankfurt für ein Café ein künstlerisches Esskonzept entwickeln. Oder am Theater Sévelin in Lausanne habe ich für die Eröffnung einer Installation gekocht. Es ist beruhigend zu wissen, dass es eine Tätigkeit gibt, die mir passt und in der ich auch schon Erfahrung habe, wenn ich aus irgendeinem Grund das Tanzen aufgeben müsste.

*Gibt es einen Zusammenhang zwischen Kochen und Tanzen?*

In Bezug auf die Choreografie. Beim Kochen steht am Anfang eine Idee. Dann braucht es Mittel zur Umsetzung, damit diese Idee lebendig wird. Zutaten wollen ausgewählt und kombiniert, eine Anordnung will ausgedacht sein. Ein weiterer Zusammenhang ist der Zeitfaktor: Wie es im Tanz eine Spannung gibt, muss beim Kochen ein Timing eingehalten werden. Die Dinge müssen im richtigen Rhythmus auf den Punkt da sein und diesem anderen Publikum, dieser Gemeinschaft, die eine Tischrunde darstellt, angenehm präsentiert werden. Um dies zu erreichen, braucht es einige Vorbereitungen hinter den Kulissen und sehr viel mehr Zeit, um das Resultat zu schaffen als es zu genießen.

*Sie sollen sich am Anfang gegen das Tanzen gesträubt haben?*

Das kann man so nicht sagen. Meine Eltern waren Tänzer. Ich bin in Studios aufgewachsen. Tanzen war mein erstes Hobby. Ich habe mich da hineingestürzt, ohne mir gross Fragen zu stellen. Die Fragen kamen später. Ich musste alles infrage stellen. Wie konnte ich sonst sicher sein, dass es wirklich mein Weg war. Ich habe mich mit der Psychoanalyse befasst, wo sich diese Fragen auch stellen. Ich habe dreimal mit dem Tanzen aufgehört: einmal verletzungsbedingt, zweimal um etwas anderes auszuprobieren (wie eben das Kochen). Aber das Tanzen fehlte mir zu sehr. Da war es klar. Seit ich fünfundzwanzig bin, habe ich nie mehr damit aufgehört.

*Kann man definieren, was Tanz ist?*

Tanz ist eine Erfahrung, ein Werkzeug, um mein Bewusstsein zu entwickeln, an meinen Gemütszuständen zu arbeiten, mich zu positionieren. Es geht nicht einmal darum etwas zu kommunizieren oder einen Auftritt zu kreieren. Das ist nur der Aspekt des Teilens, der Darstellung. Am Wichtigsten ist etwas anderes, etwas fast Hormonales. Ich kann Stunden allein in einem Studio verbringen und nach einer Bewegung suchen, wieder und wieder. Auch ohne Auftritte würde ich mit dem Tanzen weitermachen.

Bei jedem Stück wechsele ich immer wieder die Partner: Auch da aus dem Bedürfnis heraus zu entdecken, mit Wahrnehmungen zu spielen. Ich begeben mich beim Tanzen in eine Situation um zu verstehen, was passieren wird. Wie in der Kampfkunst: erkennen, was geschehen wird, und davon ausgehend den Verlauf der Bewegung entwickeln. Das ist auch der Punkt, an dem die Improvisation zum Zug kommt. Wobei bei dieser Auffassung Tanz und Choreografie zwei verschiedene Begriffe sind. Choreografieren ist nie nur eine Art Tanz zu machen.

*Sie haben im klassischen Tanz begonnen. Weil es nichts anderes gab, weil nichts anderes denkbar war oder weil Sie es wollten?*

Weil ich es wollte. Mit 12 Jahren sah ich mich in meinen Träumen als Prinz mit weissen Strumpfhosen. Mit 15 oder 16 habe ich dann die Compagnie von William Forsythe auf der Bühne gesehen. Da war meine Wahl für seinen Tanz besiegelt.

*Was haben Sie bei Forsythe gefunden, als Sie noch nicht mit dabei waren?*

Ich hatte das Gefühl, keine Vorstellung auf der Bühne, sondern Leute bei der Arbeit zu sehen. Leute, die Informationen erhalten hatten und unter diesem Einfluss am Werk waren. Diese Dimension der Arbeit war nicht verborgen. Das stimmt mit dem überein, was ich vorher zum Experimentieren gesagt habe. Eine Aufführung von Forsythe, das war Recherche *live*.

*Und als Sie nachher zur Compagnie gehörten?*

Es war ein Schock. Ein Jahr lang war ich verloren. Damit beschäftigt, meinen Körper von Null an neu zu entdecken, wieder gehen zu lernen. Die Funktionalität des Körpers bei Forsythe stellte alles infrage, was ich bisher gelernt hatte. Die Koordination ist anders. Da gibt es zum Beispiel die *Reverse*-Bewegungen, das heisst es wird «verkehrt herum» getanzt. Das stellt alles auf den Kopf: deine Haltung, dein Verhältnis zur Schwerkraft, alles. Es ist eine enorme Arbeit, deine Glieder neu zu artikulieren. Das Ziel ist nicht einmal zu tanzen, sondern dir deinen Körper auf völlig andere Art neu anzueignen.

*Hat es dir gefallen?*

Es ist sehr aufregend, sich zu sagen, dass man alles auseinandernehmen und dann auf andere Art neu zusammensetzen kann. Das ist ein sehr interessantes Spiel, das bei jedem Stück neu beginnt. Ich habe mich nicht wie manch andere als «Tänzer von Forsythe» gesehen, sondern wie in einer Choreografie-Schule. Ich erlebte es als Versuchslabor. Und so ging es zu Ende. Mit der Zeit lernte ich weniger und brachte dadurch auch weniger in die Compagnie ein. Da war es Zeit zu gehen. Man muss noch dazusagen, dass ich neben meiner Position als Interpret der Compagnie schon choreografiert habe.

*Was hat der Wechsel vom Klassischen zum Zeitgenössischen für Sie bedeutet?*

Ich mache da keine Trennung. Tanz ist ein Ganzes – Techniken sind nur seine Kanäle. Sobald ich kann, werde ich gern Ballettkurse nehmen. Auch da kann ich experimentieren. Beim Ballett liebe ich die Präzision, die intellektuelle Herausforderung, um das Erarbeiten der Bewegungen zu verstehen. Ich bin süchtig nach Technik. Deshalb komme ich im klassischen Tanz auf meine Rechnung.

*Seit Sie Stücke zeichnen, geschieht dies im Kollektiv oder als Zweier- oder Einer-Compagnie. Warum diese Wechsel?*

Ausser beim Ballet Junior habe ich nie ein Stück allein gezeichnet. Ich habe auch nie ein Solo gemacht. Ich glaube, das werde ich nie tun. Es interessiert mich nicht. Mit verschiedenen Mitwirkenden zu arbeiten ist meine Art, mich weiterzuentwickeln. Zwei, drei oder vier Personen sind das richtige Mass, um zu experimentieren, zu entdecken, von den anderen zu lernen.

Die Form der Compagnie ist ein administratives Etikett. Die Institutionen ziehen es vor, nur eine Ansprechperson zu haben. Ich kann auch Interpret in der Compagnie sein, die ich leite. Es geht lediglich darum jemanden zu bezeichnen, der sich um die Produktion kümmert. Was wirklich zählt ist die Begegnung, dass mich eine Idee packt, die man mir für eine neue Zusammenarbeit vorschlägt.

Ich glaube, ich werde nie ein Choreograf im üblichen Sinn sein, ein Autor im eigenen Namen. Choreografieren ist Suchen. Es ist keine Aktivität im stillen Kämmerlein, um die Ausführung meiner Visionen durch andere vorzugeben. Choreografieren heisst Lust haben, die Suche mit anderen zu teilen. Ich habe noch nie das Gefühl gehabt, eine Trennung vornehmen und eine Arbeit auf diese Weise allein zeichnen zu müssen.

*Der Körper in Ihren Stücken ist segmentiert, die Artikulationen sind paradox, uneins und experimentell zugleich. Spielerische Absicht? Oder die etwas steife Seite eines Rests klassischer Prägung?*

Die Leute lachen manchmal bei meinen Stücken. Das erstaunt mich selbst am meisten. Humoristische Stücke sind nicht meine Absicht. Ich bin sehr ernst bei meiner Suche

nach der richtigen Anordnung, und manche Kombinationen können schmerzhaft sein. Dabei bleibe ich aber insgesamt heiter – vielleicht ist es das, was die Zuschauerinnen und Zuschauer spüren. Sie lachen sicher über das Sonderbare, Bizarre, das einige Formen an sich haben. Was die mögliche klassische Prägung anbelangt, so wäre diese unbewusst.

*Bieten Ihnen die Schweiz und im Besonderen Genf ein gutes Umfeld?*

Ich bin nicht wegen der Arbeit nach Genf gekommen, sondern weil meine Mutter ursprünglich aus Genf stammt, weil ich hier gewohnt habe und nach sieben Jahren Frankfurt für Forsythe den Wunsch nach «Heimkommen» hatte. Hier wird Wert auf das Wirken im «Lokalen», die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft gelegt. Das muss nichts Schlechtes sein, sofern ich nie Druck gespürt hätte, zum Beispiel weil ich nur mit «Ausländern» (Nicht-Schweizern) arbeite. Ich bin frei zu schaffen, wie ich will, es herrscht ein recht offener Geist. In Genf ist Paris spürbar, das ist interessant. Durch meine solide deutsche Erfahrung und weil ich beide Sprachen spreche, habe ich aber auch einen Draht zum Deutschschweizer Publikum. Das ist nicht so häufig. Es ist ein Ziel von mir, die «Zirkulation» der Neugier in der ganzen Schweiz in ihrer Vielfalt zu fördern.

Interview : Gérard Mayen